Archiv der Erinnerung
Interview Portal

Cathy Gelbin

Interview mit Gisela Mießner

QUELLENBESCHREIBUNG

Dieses Interview mit Gisela Mießner wurde am 29.6.1995/8.8.1995/16.8.1995 im Rahmen des Projekts „Archiv der Erinnerung“ von Irene Diekmann, Cathy Gelbin und Karen Remmler geführt. Der hier gezeigte gut 30-minütige Auszug wurde für die pädagogische Verwendung in Schule, Erwachsenenbildung und Universität aufbereitet.

Gisela Mießner, geboren 1925 als Gisela Mannheim in Schivelbein, Deutschland (heute Świdwin, Polen), war eine von zwei Töchtern eines jüdischen Vaters und einer nichtjüdischen Mutter. Sie beschreibt Schikanen in der Schule, wie sie miterlebte, wie ihr Vater geschlagen wurde, ihren Schulverweis nach der Reichspogromnacht, die vergeblichen Auswanderungsversuche ihrer Eltern, nichtjüdische Freunde, die sie mit Lebensmitteln versorgten; den Umzug nach Berlin; ihre Arbeit als Fabriklehrling; den Verlust ihres Arbeitsplatzes, weil sie die Tochter eines Juden war; die Verhaftung ihres Vaters; die täglichen Demonstrationen ihrer Mutter zusammen mit anderen Frauen jüdischer Männer; die Freilassung ihres Vaters; die Zwangsumsiedlung im Mai 1944; die Zwangsarbeit ihres Vaters beim Bau von Verteidigungsbarrikaden; das Leben in Schutzräumen während der Belagerung Berlins; die Erschießung ihres Vaters durch die SS; sie, ihre Mutter und ihre Schwester begraben ihn; Befreiung durch die sowjetische Armee; Heirat; und die Geburt ihrer Tochter. Frau Mießner spricht über die Nachkriegspolitik in Ostberlin; dass sie nicht zu Verwandten in die Vereinigten Staaten auswanderte, weil ihre Mutter Deutschland nicht verlassen wollte; die dreijährige Inhaftierung ihres Mannes; und den Umzug in den Westen.

Biografie

Gisela Mießner kam 1925 in Schivelbein (damals Pommern) als älteste Tochter des Getreidehändlers Josef Mannheim und seiner Prokuristin Erna Mannheim, geborene Röpke, zur Welt. Der Vater war ein frommer Jude, die Mutter gläubige Christin. Gisela Mießners jüngere Schwester wurde sechs Jahre später geboren. Die Schwestern wuchsen in einem harmonischen und religiös-toleranten Elternhaus auf, in dem sowohl die jüdischen als auch die christlichen Feiertage eingehalten wurden. Von ihren Erinnerungen an diese Zeit berichtet Gisela Mießner detailliert im Interview. Bereits zum Jahresausgang 1932, Gisela Mießner besuchte mittlerweile die Schule, kündigte sich durch antisemitische Schmierereien am Haus der Familie das Ende des behüteten Lebens an. Eines der ersten einschneidenden Ereignisse der einsetzenden Judenverfolgung geschah 1934, als Gisela Mießners jüdische Großmutter mangels koscherer Lebensmittel das Essen einstellte und in der Folge verstarb. Anlässlich der Beerdigung in Schivelbein kam die große jüdische Familie das letzte Mal

zusammen. Schon bald darauf verlor Gisela Mießner den engen Familienzusammenhang durch die Emigration, Ermordung oder die verzweifelte Selbsttötung verschiedener Verwandter.

Nach den Rassegesetzen der Nationalsozialisten galt Gisela Mießner aufgrund ihrer nichtjüdischen Mutter als „jüdischer Mischling ersten Grades“.[1] An ihrem Beispiel lässt sich unter anderem ablesen, wie willkürlich die Behandlung der Kinder aus solchen Beziehungen trotz ihres gegenüber den als Juden Verfolgten „privilegierten“ Status zumeist war. In der pommerschen Kleinstadt, in der sie lebte, waren nur wenige Juden ansässig. Jeder in Schivelbein wusste daher, dass Gisela Mießner die Tochter eines Juden war, und sie wurde, wie sie im Interview berichtet, „von Anfang an mit den Juden in einen Topf geworfen“. Dies betraf auch ihre Situation in der Schule, wo sie, von ihren Mitschülerinnen isoliert, auf der „Judenbank“ sitzen musste. Am Morgen nach der Pogromnacht im November 1938 erklärte der Direktor die Schule für „judenfrei“ und schloss Gisela Mießner und ihre Schwester vom weiteren Besuch des Unterrichts aus.

Früh an diesem Morgen hatte der Vater noch vor dem bewaffneten Mob aus Schivelbein nach Berlin flüchten können. Andere Juden aus der Umgebung wurden in der Pogromnacht ermordet bzw. in das Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert. Da sich die antisemitische Bedrohung für Gisela Mießner und ihre Familie verschärfte, folgten sie wenige Wochen später dem Vater nach Berlin. Die Anonymität der Großstadt bot ihr einen relativen Schutz vor weiteren Übergriffen. Aufgrund ihrer jüdischen Herkunft konnte sie jedoch auch hier die Schule nicht mehr besuchen. Obwohl die NS-Gesetze eine Berufsausbildung für Gisela Mießner als Kind aus einer gemischten Ehe nicht verboten, war es ihr längere Zeit nicht möglich, einen Lehrbetrieb zu finden. Erst durch die Beharrlichkeit ihrer nichtjüdischen Mutter konnte sie eine Lehrstelle erhalten. Da der Vater den Lehrvertrag allerdings mit dem für Juden angeordneten Zunamen „Israel“ unterschreiben musste, hielten die Firmeninhaber den Lehrvertrag vor der übrigen Belegschaft unter Verschluss, um somit Gisela Mießners jüdische Herkunft zu verdecken.

Es geschah des Öfteren, dass Gisela Mießners Vater nicht von der Zwangsarbeit, bei der er den „Gelben Stern“ tragen musste, nach Hause kam. Gemeinsam gingen die „arische“ Ehefrau und die als Kind aus einer gemischten Ehe im Vergleich zum Vater besser geschützte Tochter von Amt zu Amt, um den Verbleib von Josef Mannheim herauszufinden. Immer wieder war es beiden Frauen möglich, Josef Mannheim mit Verweis auf seinen Status als in „privilegierter Mischehe“ lebender Jude vor einer Deportation zu retten. Im Zuge der „Fabrikaktion“ im Februar 1943, als die Gestapo jüdische Zwangsarbeiter aus den Berliner Betrieben abholte, wurde auch Gisela Mießners Vater verhaftet. Gemeinsam mit der Mutter versammelten sich Gisela Mießner und ihre Schwester sowie mehrere Hundert weitere Frauen vor dem Sammellager in der Rosenstraße. Über die nächsten Tage kamen jeweils rund 600 und insgesamt wohl über 1000 Frauen vor das Gebäude und forderten die Freilassung ihrer Angehörigen. Erste Gefangene wurden bereits am 1. März entlassen. Die Versammlungen dauerten bis zum 6. März an, als die Mehrzahl der in „Mischehe“ lebenden jüdischen Männer, darunter auch Josef Mannheim, sowie die zum Teil ebenfalls mit ihnen verhafteten Kinder wieder frei gekommen waren. Die anderen in der Rosenstraße Verhafteten, mit ihnen auch eine Tante Gisela Mießners, wurden jedoch nach Auschwitz deportiert.

Während dieser Zeit hatte Gisela Mießner einen nichtjüdischen Freund, der in der Wehrmacht diente

und den sie mit einer Ausnahmegenehmigung hoffte, heiraten zu können. Nach Einreichen eines entsprechenden Antrages wurde Gisela Mießner in das Deportationslager in der Iranischen Straße bestellt und mit einem Prozess wegen „Rassenschande“ bedroht. Ihr Freund Arno wurde an die Front geschickt und gilt seither als vermisst. Dies entsprach der offensichtlichen Praxis der Nationalsozialisten, Anträgen auf Eheschließung zwischen „Deutschblütigen“ und Kindern aus gemischten Ehen nicht stattzugeben. In der Zwischenzeit verschärfte sich die allgemeine Gesetzeslage gegenüber den Kindern aus gemischten Ehen, deren im Vergleich zu den Juden relativ geschützte Position immer weiter ausgehöhlt wurde. Im Oktober 1944 wurde Gisela gemeinsam mit Tausenden anderen Kindern aus gemischten Ehen zur Zwangsarbeit eingezogen. Da die Familie die Verschleppung des Vaters befürchtete, lebten die Mannheims nicht mehr in ihrer Wohnung in Berlin-Mitte, sondern hielten sich in verschiedenen Berliner Bunkern auf. Nur wenige Tage vor Kriegsende, am 28. April 1945, erlebte die Familie die Befreiung des Bunkers unter dem Alexanderplatz durch die Sowjetarmee. Wenig später kehrte jedoch die SS zurück und schoss Josef Mannheim, den ein Bunkernachbar als Jude denunzierte, lebensgefährlich an. Gemeinsam mit der Mutter und der Schwester brachte Gisela Mießner den Vater in ein Krankenhaus, wo er am 13. Mai 1945 an den Folgen seiner Schussverletzungen verstarb.

Aus ihrer Erfahrung der Verfolgung heraus trat Gisela Mießner nach Kriegsende in die Ost-Berliner SPD ein, um sich politisch zu engagieren. Hier lernte sie auch ihren späteren Ehemann Herbert Mießner kennen, der 1953 von den DDR-Behörden aufgrund seiner SPD-Mitgliedschaft von der Straße weg verhaftet wurde und für drei Jahre im Gefängnis in Berlin-Rummelsburg verschwand. Nach seiner Entlassung zog Gisela Mießner mit ihm und der gemeinsamen Tochter nach West-Berlin. Dort engagiert sie sich in ehrenamtlicher Funktion politisch und sozial in der SPD, bei der Arbeiterwohlfahrt und im Bezirksamt Wedding. 2001 erhielt sie für ihren Protest in der Rosenstraße das Bundesverdienstkreuz. 2004 wird sie mit dem Verdienstorden des Landes Berlin ausgezeichnet. Sie starb am 3. Oktober 2006 in Berlin. Im insgesamt sechseinhalbstündigen Interview berichtet sie die gesamte Spanne ihres Lebens und macht so aus ihrer persönlichen Sicht heraus 70 Jahre deutsche Zeitgeschichte während der Weimarer Republik, der NS-Zeit und der Nachkriegsperiode lebendig.

Bildung

Die nachstehenden Erläuterungen basieren auf dem Begleitheft von 1998 zur Video-Edition „Archiv der Erinnerung. Interviews mit Überlebenden der Shoah“. Neuere Forschungsergebnisse wurden in den Fußnoten berücksichtigt und die Auswahlbibliografie entsprechend aktualisiert.

Nutzungshinweise

Das Interview mit Gisela Mießner dient als Beispiel für die komplexe Lage derjenigen, die während der NS-Zeit als „jüdische Mischlinge ersten Grades“ galten. In Folge der Nürnberger Gesetze erlitten sie soziale Ausgrenzung, ohne kollektiv in die Vernichtung der Juden miteinbezogen zu sein. Gisela Mießners Erzählung illustriert eindrücklich ihre bereichernde Erfahrung des Aufwachsens in einer multireligiösen Familie in der Vorkriegszeit, sowie die sich verschärfende Verfolgungslage für Kinder aus gemischten Ehen, von denen viele im Gegensatz zu ihren engsten jüdischen Verwandten allerdings selbst überleben konnten. Lange Zeit wurde das Schicksal der Männer, Frauen und Kinder in

gemischten Ehen, wenig beachtet. Das Interview beleuchtet das Stigma der „Rassenschande“ in der NS-Ideologie und -praxis sowie die Solidarität von Angehörigen in dieser Zeit.

In der Bildungsarbeit bietet sich das Interview mit Gisela Mießner für die Behandlung der folgenden Themen an:

- Die besondere Ausgrenzungserfahrung von Kindern aus gemischten Ehen in Bezug auf die schulische, berufliche und persönliche Verwirklichung,
- Die öffentliche Protestaktion in der Rosenstraße,
- Das Ausbleiben einer wahrhaften Befreiungserfahrung bei Kriegsende,
- Die persönliche Verarbeitung und soziale Bewertung pluraler Herkunftskonstellationen.

Vorarbeiten und konkreter Einsatz des Videos in der Bildungsarbeit

1. Thema: Die besondere Ausgrenzungserfahrung von Kindern aus gemischten Ehen in Bezug auf die schulische, berufliche und persönliche Verwirklichung

Die von den Nationalsozialisten als „Mischlinge“ definierten Menschen waren vorläufig nicht von der vollständigen Ausgrenzung der Juden betroffen, obwohl auch sie zunehmend von Einschränkungen hinsichtlich ihrer Ausbildungsmöglichkeiten sowie der Berufs- und Partnerwahl betroffen waren. Während z. B. alle als Juden geltenden Kinder und Jugendliche seit November 1935 vom Besuch deutscher Schulen ausgeschlossen waren, galt eine entsprechende Bestimmung für Kinder aus gemischten Ehen erst ab 1942. Außerhalb ihrer eigenen „Rasse“-Kategorie ihnen zudem eine Heirat nur mit einer Sondergenehmigung möglich, die allerdings in der Praxis so gut wie nie erteilt wurde.

Gisela Mießners Beispiel zeigt die große Willkür, die bei der Behandlung von Kindern aus gemischten Ehen vorherrschte und die oftmals vom persönlichen Engagement der zuständigen Beamten abhing. So wurde Gisela Mießner vom Leiter ihrer Schule, einem überzeugten Nationalsozialisten, bereits 1938 aus der Schule verwiesen, damit diese nun „judenfrei“ sei. Auch die beantragte Genehmigung zur Eheschließung mit einem in der Wehrmacht dienenden „Deutschen“ erhielt sie nicht, sondern wurde stattdessen mit einem Prozess wegen „Rassenschande“ bedroht.

Folgende Fragen können in diesem Zusammenhang diskutiert werden:

- Welche Spuren kann die damals herrschende Ideologie, der zufolge Kinder aus gemischten Ehen als „rassisch unrein“ und damit als körperlich und geistig degeneriert galten, in der emotionalen Entwicklung der von diesen Stereotypen Diskriminierten, insbesondere Jugendlicher, hinterlassen haben?
- Versuchen Sie, sich die Auswirkungen eines Ausbildungs-, Berufs- und Eheverbotes auf die Persönlichkeit vorzustellen.

Gegenüber den als „Juden“ Verfolgten galten Kinder aus gemischten Ehen unter anderem deshalb als „privilegiert“, weil sie nach den NS-Anordnungen nicht kollektiv von der Deportation betroffen waren. Welche psychischen Folgen können damit verbunden sein, im Gegensatz zu den allernächsten jüdischen Angehörigen (Eltern, Großeltern, Tanten, Onkels, Cousins usw.) überlebt zu haben?

2. Thema: Die öffentliche Protestaktion in der Rosenstraße

Während der gesamten NS-Zeit gab es nur zwei heute bekannte Protestaktionen gegen die Tötungsprogramme der Nationalsozialisten. Zwischen 1939 und 1941 waren im Rahmen des Euthanasieprogramms, geplant in der Berliner Tiergartenstraße 4 und daher in verschleiernder Weise als „T4-Aktion“ bezeichnet, bis zu 100.000 geistig Behinderte in speziellen Tötungsanstalten heimlich ermordet worden. Da das Verschwinden dieser Menschen zu großer Unruhe unter der deutschen Bevölkerung, insbesondere den verbliebenen Familienangehörigen, führte, stellte der NS-Staat die „T4-Aktion" im September 1941 stillschweigend wieder ein. Die einzige öffentliche Versammlung während der NS-Zeit, von der wir heute wissen, fand Ende Februar bzw. Anfang März 1943 im Zuge der „Fabrikaktion“ statt, während der die SS mehrere tausend Juden von der Zwangsarbeit in das Sammellager in der Berliner Rosenstraße verschleppt hatte. In den darauffolgenden vier Tagen versammelten sich etwa 1.000 nichtjüdische Frauen inhaftierter jüdischer Männer mit ihren gemeinsamen Kindern und forderten die Freilassung ihrer Angehörigen. Die anderen in der Rosenstraße inhaftierten jüdischen Frauen und Männer, darunter auch Gisela Mießners Tante Rosa, entgingen jedoch nicht der Deportation.

Folgende Fragen können in diesem Zusammenhang diskutiert werden:

Warum gab es in Deutschland keinen breiten Widerstand gegen den NS-Staat mit seiner Kriegs- und Vernichtungspolitik, und warum nahm die Mehrheit insbesondere die Deportation und Ermordung der jüdischen Bevölkerung hin?

Welche persönlichen Faktoren führten offensichtlich sowohl in Hinblick auf die „T4-Aktion“ als auch auf die „Fabrikaktion“ zu einer Protesthaltung in der nichtjüdischen deutschen Bevölkerung?

Der erfolgreiche Protest von nichtjüdischen Angehörigen verfolgter Behinderter und Juden wirft die Frage nach den Handlungsspielräumen nichtjüdischer Deutscher im NS-Staat auf. Für die Diskussion dieses Themas finden sich auch in den Hinweisen zum Interview mit Ilse Rewald wichtige Anregungen.

3. Thema: Das Ausbleiben einer wahrhaften Befreiungserfahrung bei Kriegsende

Noch kurz vor Kriegsende wurde Gisela Mießners Vater tödlich von den Schüssen einer SS-Streife verletzt. Die Interviewpartnerin erlebte den Kampf der Roten Armee um Berlin nicht als Befreiung, sondern als den vergeblichen Kampf um das Leben des Vaters, der wenig später an den Folgen seiner Verletzung verstarb. Aber auch in anderer Hinsicht war das Kriegsende keine wahrhafte Befreiung, da

die Konsequenzen der Verfolgungszeit im Leben Gisela Mießners präsent blieben. So kam ihre große jüdische Familie, von der sie in ihren glücklichen Kindheitserinnerungen berichtet, nach dem Tod der Großmutter 1934 nie wieder zusammen; deren einzelne Mitglieder waren ums Leben gekommen oder lebten auf anderen Kontinenten. Auch die psychischen Folgen der Verfolgungserfahrung sowie die Konsequenzen der nicht abgeschlossenen Schulbildung bleiben zum Teil bis heute spürbar. Mit der politischen Verfolgungsgeschichte ihres Mannes Herbert Mießner in der DDR wiederholte sich zum Teil sogar die konkrete Erfahrung der ständigen Bedrohung und Sorge um nahe Angehörige. Diese Aspekte können exemplarisch das für viele ehemals Verfolgte aktuelle Problem des Weiterlebens nach dem Überleben beleuchten, das anhand konkreter Textbeispiele aus dem Interview (z.B. Gisela Mießners anhaltende Abneigung gegen das Feiern ihres Geburtstages oder ihre fortwährende Scham über das Fehlen ihrer abgeschlossenen Schulbildung) diskutiert werden kann.

4. Thema: Die persönliche Verarbeitung und soziale Bewertung pluraler Herkunftskonstellationen

Anhand der positiven Haltung Gisela Mießners zu ihrer jüdisch-christlichen Erziehung während der Vorkriegszeit und der späteren negativen Bedeutung ihrer Herkunft im Nationalsozialismus als Produkt einer „Rassenschande“ lässt sich die Frage nach der persönlichen Verarbeitung und sozialen Bewertung pluraler Herkunftskonstellationen stellen. Aufgrund der heute zunehmend multikulturellen Zusammensetzung der deutschen Gesellschaft können Schüler hier ermutigt werden, Parallelen zu ihrer eigenen Erfahrung mit „gemischten“ Identitäten zu ziehen und dabei auch die Veränderungen oder Kontinuitäten in Bezug auf entsprechend stigmatisierende Bilder zu thematisieren.

Auswahlbibliografie

Annegret Ehmann, Rassistische und antisemitische Traditionslinien in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Sportstadt Berlin in Geschichte und Gegenwart, Sportmuseum in Zusammenarbeit mit dem Haus der Wannsee-Konferenz und dem Forum für Sportgeschichte, Berlin 1993, S. 131–145.
Cathy Gelbin, Zwischen Verfolgung und Anpassung. Die Lebensgeschichte eines ehemaligen ‚jüdischen Mischlings‘, in: Cathy Gelbin, Eva Lezzi, Geoffrey H. Hartman und Julius H. Schoeps (Hrsg.), Archiv der Erinnerung — Interviews mit Überlebenden der Shoah, Bd. I: Videographierte Lebenserzählungen und ihre Interpretationen, S. 265–298.
Wolf Gruner, Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der „Mischehen“ 1943, Frankfurt am Main 2005.
Beate Meyer, „Jüdische Mischlinge“. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945, Hamburg ^{4}2015, https://www.igdj-hh.de/upload/Band%206%20Beate%20Meyer_J%C3%BCdischeMischlinge.pdf.
Franklin A. Oberlaender, „Wir aber sind nicht Fisch noch Fleisch“. Christliche „Nichtarier“ und ihre Kinder in Deutschland, Opladen 1996.
Gabriele Rosenthal, Haben Nachkommen von Nazi-Tätern und von Überlebenden der Shoah vergleichbare Probleme? Strukturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede im familialen Dialog über den Holocaust, in: Nea Weissberg-Bob (Hrsg.), Als man Juden alles, sogar das Leben raubte... Von den Nachwirkungen nationalsozialistischer Zerstörung, Berlin 1996, S. 173–197.
Wilhelm Stuckart und Hans Globke, Kommentare zur deutschen Rassengesetzgebung. Reichsbürgergesetz, Blutschutzgesetz, Ehegesundheitsgesetz, München and Berlin 1936.

Anmerkungen

[1] „Jüdischer Mischling ersten Grades“ war eine juristische Kategorie im Rahmen der sogenannten

Nürnberger Rassegesetze. Definiert wurde der Begriff am 14. November 1935 in der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz. Als „jüdischer Mischling ersten Grades“ galt, wer von zwei jüdischen Großelternteilen abstammte und selbst nicht der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörte. Wegen seiner rassenkundlichen Herkunft und eindeutig negativen Konnotation schreiben wir im Folgenden statt „Mischling“ „Kind aus einer gemischten Ehe“.

Zur Autorin

Cathy Gelbin ist Professorin für Filmwissenschaft und Germanistik an der Universität Manchester. Sie ist in einer deutsch-amerikanisch-jüdischen Familie in Ost-Berlin aufgewachsen und übersiedelte 1985 nach Westberlin.

Zitationsempfehlung und Lizenzhinweis

Cathy Gelbin, Interview mit Gisela Mießner, in: Archiv der Erinnerung, 1998. <https://erinnerung.juedische-geschichte-online.net/beitrag/ade:article-5> [24.11.2026].